



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 14. Mai 2023, 08.40 Uhr

Vom Sehnsuchtsort zur Wahlheimat – und zurück?  
75 Jahre Israel  
Von Sarah Levy

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

An einem Abend im November stand mein Freund im Halbdunkeln vor dem Babybett. Er strich unserem Sohn über den Kopf. „Ich habe Angst“, sagte er zu mir, den Blick auf unser schlafendes Baby gerichtet. „Ich habe Angst vor der Zukunft.“

Israel hatte an jenem Tag gewählt. Mein Freund ahnte, was uns seitdem schlaflose Nächte bereiten sollte: Aus jener Wahl entstand die radikalste Regierung, die Israel je hatte. Die Koalition um Benjamin Netanyahu scheint vor allem ein Ziel zu verfolgen: Israel zu einem weniger demokratischen Staat zu machen. Und zu einem weitaus jüdischeren.

Das macht vielen Israelis Angst. Doch überrascht sind die wenigsten. „Es war klar, dass es passieren wird“, sagte meine Nachbarin. „Nur dachte ich nicht, dass es jetzt passiert, sondern in 20 Jahren.“

Die israelische Gesellschaft ist schon lange ein schillerndes Mosaik. Komplex. Zersplittert.

Säkulare. Liberale. Traditionsbewusste. Modern Orthodoxe. Ultraorthodoxe. Siedler. Und alles dazwischen.

Jede Gruppe hat ihren eigenen Lebensstil, eigene Ideologien, meist gebündelt in einer politischen Partei. Mit sehr unterschiedlichen Vorstellungen von fast allen Bereichen des gesellschaftlichen Zusammenlebens: Ehe und Scheidung. Wehrpflicht. Geschlechtertrennung. Bildung. Und so viel mehr.

Zusammengehalten wurde das widersprüchliche Mosaik bisher durch eine Gesetzgebung der Kompromisse. Jeder Israeli darf das eigene Leben so gestalten, wie er oder sie es für richtig hält: Ultraorthodoxe können die Thora studieren, statt zu arbeiten. Sie werden nicht zum Armeedienst gezwungen. Säkulare schicken ihre Kinder auf öffentlichen Schulen, die weltliche, liberale Inhalte vermitteln. Und finden in vielen Städten Geschäfte, die auch am Schabbat geöffnet sind.

Die Partner der aktuellen Regierungskoalition möchten weg von der Gesetzgebung des Kompromisses. Hin zu einem religiöseren Land. Zu einem kompromissloseren. Und einem weniger vielfältigen.

Seit Monaten ist das Land deswegen in Aufruhr.

In diesem Jahr wird Israel 75 Jahre alt. Ausgerechnet in diesem Jahr spricht man im Land von *Milchemet Achim* – „Bruderkrieg“. Israelis gegen Israelis.

Das heutige Israel ist geteilt in jene, die die Pläne der Regierung unterstützen, und jene, die sie fürchten. Hunderttausende Israelis gehen auf die Straße, seit Monaten, mehrmals die Woche, im ganzen Land. Gegen die Regierung und für den Erhalt der liberalen Demokratie Israels.

*Ein li Eretz acheret!* „Ich habe kein anderes Land“, ist der Slogan der Demonstrierenden. Ein anderer Teil der Bevölkerung bezeichnet sie als Anarchisten, Terroristen, Verräter.

Die Politik spaltet die Bevölkerung. Es geht um nicht weniger als die Zukunft Israels. Jüdinnen und Juden in Israel, aber auch auf der ganzen Welt fragen sich: Für welche Juden ist dieses Land? Und für welche Juden und Jüdinnen wird es das zukünftig sein?

Die Antwort hat auch Konsequenzen für mich und meine Familie.

Mein Freund ist in Israel geboren und aufgewachsen. Er hat in der israelischen Armee gedient und nie in einem anderen Land gelebt. Israel ist seine Heimat, und obwohl er vieles kritisch sieht, was hier gesellschaftlich und politisch passiert, ist das Land ein Teil von ihm. Seiner Identität, als Israeli, als Jude. Ein Teil seiner Familie, seiner Wurzeln. Seines Selbstverständnisses.

Ein viel größerer Teil als von mir. Israel ist nicht meine Heimat. Das Land ist erst seit kurzem mein Zuhause. Lange Zeit war es nicht mal das.

Israel war Familienurlaub. Das Piksen trockenen Rasens unter den Füßen. Die Wärme auf der Haut, als würde man rundum von einem Fön angepustet.

In den kalten Monaten besuchten wir meine Großmutter in Herzliya, nördlich von Tel Aviv, und Cousins, Onkel und Tanten in Jerusalem und Hod HaScharon. Nach zwei Wochen fuhren wir wieder. In Israel zu leben kam für meine jüdischen Eltern nicht ernsthaft in Frage. Deutschland war unsere Heimat.

Später, als Studentin, besuchte ich die extremen Orte des Landes. An einem Checkpoint zum Westjordanland sah ich Soldaten, die das Auto einer palästinensischen Familie nach Waffen durchsuchten.

In Jerusalem wurde ich von ultraorthodoxen Anwohnern aus ihrem Viertel *Mea Shearim* verjagt.

In Hebron hörte ich einen jüdischen Siedler sagen, er sei der rechtmäßige Besitzer dieses biblischen Landes – für jeden, der das anders sähe, habe er eine Waffe am Gürtel, direkt neben den Fäden seines Gebetshemdes.

Ich sah Ideologien und Narrative aufeinanderprallen, oft gewaltsam. Ein miss-  
trauisches und ein extremes Israel voller ungelöster Probleme. Niemals könnte ich hier leben, dachte ich damals.

Doch der jüdische Staat hatte stets einen besonderen Platz in meiner Familien-  
geschichte.

In den dreißiger Jahren war Israel die Rettung meiner Großeltern gewesen. Der Staat, der noch keiner war, wurde ihr Zuhause, als Deutschland und Österreich ihnen keine

Heimat mehr sein wollten. In Israel fanden sie Zuflucht – und einander, in einem Tel Aviver Café.

*„Die Katastrophe, die in unserer Zeit über das jüdische Volk hereinbrach und in Europa Millionen von Juden vernichtete, bewies unwiderleglich aufs Neue, dass das Problem der jüdischen Heimatlosigkeit durch die Wiederherstellung des jüdischen Staates im Lande Israel gelöst werden muss – in einem Staat, dessen Pforten jedem Juden offenstehen...“*

So verkündete Gründervater David Ben-Gurion Israels Unabhängigkeit im Stadtmuseum von Tel Aviv. Es war der 14. Mai 1948.

Ein Staat für „jeden Juden“ sollte das Land werden. Doch schon 1950, als eine Verfassung geschrieben werden sollte, stritten die Mitglieder der verfassunggebenden Versammlung unter anderem um die Frage: Wie demokratisch kann ein jüdisches Land überhaupt sein?

Demokratie bedeutet: Alle haben die gleichen Rechte. Jüdisch bedeutet: Die Juden haben mehr Rechte. Kann ein Land für Juden überhaupt demokratisch sein? Welchen Status hat dann die Religion im Alltag?

Bis heute, 75 Jahre nach Staatsgründung, gibt Israel widersprüchliche Antworten auf diese Fragen. Bis heute hat Israel keine Verfassung, die die Demokratie im Staat verankert. Inzwischen gibt es sogar Gesetze, die Juden mehr Rechte geben als Nicht-Juden – Muslime, Christen, Drusen. Eine der wenigen Kontrollinstanzen dieses Spannungsverhältnisses ist der Oberste Gerichtshof Israels. Ohne ihn wäre die Demokratie des Landes ein wackliges Gebilde.

Sollte die aktuelle Regierung ihre Pläne verwirklichen, käme das dem Ende der Gewaltenteilung gleich. Und damit dem Ende der Demokratie wie Israel sie seit 75 Jahren lebt.

Doch sogar falls die Reform scheitern sollte, die Regierung auseinanderbräche, die Israelis zum sechsten Mal in vier Jahren zur Wahlurne gingen: Vielen Israelis hat die rechnerische Regierung etwas Furchteinflößendes offenbart. Etwas, das sich nicht wegdemonstrieren lässt, nicht abwählen, nicht aufhalten: den Kampf um die Vielfalt der unterschiedlichen Lebensweisen der Israelis.

Eine Vielfalt, die mich erst dazu gebracht hat, in Israel zu leben.

Mit Anfang 30 lernte ich in Tel Aviv Israelis in meinem Alter kennen. Sie teilten die Teigtaschen ihrer Mutter mit mir, die Lieder ihrer Großmutter, die Sorgen ihres Vaters. Sie erzählten mir von sich und ihrem Leben: darüber, was es hieß, Israeli zu sein und jüdisch, in dieser komplexen israelischen Realität.

Da war Ovadia, dessen Großeltern aus dem Jemen nach Israel gekommen waren. Seine Großmutter sprach noch Arabisch und trug jemenitische Tracht.

Da war Yohann, Sohn einer orthodoxen Familie aus Frankreich. In Israel ließ er die Orthodoxie hinter sich und begann am Schabbat als Barkeeper reihenweise Frauen abzuschleppen.

Da war Rivka, Enkelin von Holocaustüberlebenden. Sie wuchs in einer Siedlung im Westjordanland auf. Ihr Vater hatte stets betont, er habe keine Angst hier zu wohnen, umgeben von palästinensischen Dörfern. Doch als Rivka als Teenager einmal spät abends ins Haus schlich, empfing der Vater sie mit gezückter Waffe – bereit, sich gegen Eindringlinge zu wehren.

Da war Tom, der die Wurzeln seiner Familie bis ins Jahr 1850 in die Region verorten konnte. Tom sagte, Israel sei ein „Apartheidstaat“. Er wählte die arabischen Parteien aus Protest.

Das Israel, das sich mir in Tel Aviv eröffnete, war ein Mosaik aus Menschen mit unterschiedlichen Hautfarben, Träumen und Familiengeschichten. Ein Land, das aus jüdischen Flüchtlingen und Einwanderern gewachsen war. In dessen Familien man neben Hebräisch auch Russisch sprach, Englisch, Amharisch oder gar Deutsch. Zu Feiertagen kochte man unterschiedliche Gerichte, sang aber dieselben Lieder, in unterschiedlichen Melodien. Oder man feierte gar nicht und aß trotzdem mit der Familie. Einen Schabbat feierte ich bei einem schwulen Ehepaar mit Kind, die Kerzen zündete eine Transfrau.

Fasziniert beobachtete ich die Co-Existenz unterschiedlicher jüdischer Lebensweisen.

Meinen eigenen jüdischen Platz habe ich in Deutschland nie gefunden. Ich wuchs mit einer jüdischen Familie auf und einer christlichen. Zu Hause lebten wir eine eigentümliche Mischung aus dem Aufrechterhalten der Traditionen einerseits und dem Brechen jüdischer Gesetze andererseits. Wir fasteten am Feiertag Yom Kippur, aber fuhren mit dem Auto in die Synagoge. Freitags zündeten wir die Schabbatkerzen, aber wir aßen auch unkoschere Salami. Bei anderen Juden in Frankfurt sah ich diesen liberalen Mix nicht. Sie erschienen mir weitaus gefestigter in ihrer jüdischen Identität – und urteilender über jene, die es nicht waren. Die Enge der Gemeinde gab mir das Gefühl, ich müsste mich entscheiden: Wie jüdisch bin ich? Und wie deutsch?

In Israel durfte ich beides sein – und meine eigenen Widersprüche zelebrieren. Meine israelischen Freunde wussten, was es hieß, mit mehr als einem Strang Wurzeln aufzuwachsen.

Ich liebte die Vielfalt, die mich in Tel Aviv umgab. Liebte die Leichtigkeit, jüdisch zu leben, ohne religiös zu sein. Ich liebte es so sehr, dass ich probieren wollte, dort zu leben. Als Jüdin unter Juden, im jüdischen Staat, der mir das Jüdisch-Sein so viel einfacher machte.

Ich verstand erstmals, dass Israel ein Zuhause für jeden Juden, jede Jüdin sein kann. Ein Sehnsuchtsort, vielleicht nur ein Leuchten in der Ferne, das uns sagt: Als Jude, als Jüdin hast du hier einen Platz.

2019 gab ich mein Leben in Hamburg auf und zog nach Tel Aviv.

„Der Staat Israel wird der jüdischen Einwanderung und der Sammlung der Juden im Exil offenstehen“, waren die Worte David Ben-Gurions.

„Jeder Jude hat das Recht *Aliyah* zu machen“, lautet demnach das Rückkehrgesetz von 1950 – *Aliyah* ist das hebräische Wort für die Einwanderung nach Israel. Und weil jüdische Identität komplexer ist als ein Satz, wurde das Gesetz mehrere Male erweitert. Ein jüdischer Großelternanteil reicht, um israelischer Staatsbürger zu werden.

Das Rückkehrgesetz widerspricht aber dem jüdischen Religionsgesetz, der *Halacha*. Demnach ist nur jüdisch, wer eine jüdische Mutter hat oder übergetreten ist. Und ganz gleich wie liberal es ausgelegt ist: Es gilt nur für Juden. Nicht für arabische Israelis und deren palästinensische Familien im Ausland. Nicht für andere Minderheiten.

Das Gesetz ist also weniger demokratisch als jüdisch. Den radikalen Kräften der aktuellen Regierung ist es nicht jüdisch genug. Sie wollen es verschärfen. Enkel jüdischer Großeltern sollen dann keine Staatsbürger mehr werden dürfen.

Dies ist eines der Ziele aus dem Koalitionsvertrag. Er enthält die Vision eines anderen Israels: ein theokratischer Staat mit wenig Toleranz für gesellschaftliche Vielfalt. Ein Israel, in dem nicht-jüdische und nicht-religiöse Menschen, aber auch LGBTQ, unverhohlen diskriminiert werden dürfen. In dem Menschen ins Gefängnis kommen können, wenn sie an der Klagemauer nicht angemessen gekleidet sind. In dem Frauen kein öffentliches Amt innehaben. In dem eine radikale Siedlungspolitik einen palästinensischen Staat endgültig verhindert.

Schon jetzt bezeichnen ultraorthodoxe Regierungspolitiker Homosexuelle als Tiere. Schon jetzt rufen Politiker der radikalen Siedler-Partei dazu auf, palästinensische Dörfer wortwörtlich auszulöschen.

Bisher hat Benjamin Netanyahu, der säkulare Ministerpräsident, viele radikale Vorstöße gestoppt oder aufgeschoben. Doch was erwartet Israel, wenn ein Ultraorthodoxer Ministerpräsident wird? Diese Frage muss sich langfristig jeder stellen, der in Israel lebt.

Schon jetzt sind 28 Prozent aller Erstklässler Kinder aus ultraorthodoxen Familien. Und die demographische Entwicklung nimmt weiter zu. Orthodoxe bekommen weitaus mehr Kinder als Säkulare.

Momentan sind etwa 14 Prozent der 9,7 Millionen Israelis ultraorthodoxe Juden. Ihr Anteil wächst jährlich um vier Prozent. Es ist also nur eine Frage der Zeit bis die ultraorthodoxen Parteien eine politische Mehrheit haben werden. Einem *halachischen* Israel, also einem Staat, in dem die jüdischen Religionsgesetze gelten, stünde dann nichts mehr im Weg. Keine Verfassung. Kein beschwichtigender Premier. Und vielleicht auch bald kein Oberster Gerichtshof mehr.

Dies wäre nicht mehr der Staat, den Ben-Gurion vor Augen hatte, als er erklärte:

*Der Staat „...wird all seinen Bürgern ohne Unterschied von Religion, Rasse und Geschlecht soziale und politische Gleichberechtigung verbürgen. Er wird Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit der Sprache, Erziehung und Kultur gewährleisten...“*

Vielleicht lassen sich die Pläne der Regierung weiter aufhalten. Vielleicht helfen Massendemonstrationen und Generalstreiks, wie im März. Vielleicht ändert sich die Orthodoxie. Wird liberaler. Versteht, dass sie abhängig ist von dem modernen, säkularen Teil der Bevölkerung, der Investitionen ins Land bringt und es als Armee verteidigt. Doch auch diese Entwicklung braucht Zeit. Die Bevölkerungsentwicklung pausiert nicht.

In einer vorläufigen Abstimmung im Frühjahr stimmte die Regierung bereits für ein Gesetz, das die rabbinischen Gerichte der säkularen Justiz gleichstellen soll.

Was wird aus diesem Land, wenn streng Religiöse die Entscheidungen treffen, nicht nur für sich und ihresgleichen, sondern auch für Menschen, die nicht so leben wie sie?

Ich lebe auch in Israel nicht religiös. Mein Freund und ich sind nicht verheiratet, aber wir haben ein Kind. Wir leben in Yafo, dem südlichsten Stadtteil Tel Avivs, zwischen Moscheen, Kirchen und Synagogen, mit jüdischen Nachbarn, muslimischen und christlichen. Die Tagesmutter meines Sohnes trägt Kopftuch und betet mehrmals am Tag. Mit meinem Sohn spricht sie Arabisch.

Mein Leben und das meiner Freunde ist in vielerlei Hinsicht anders als das, was sich die radikalen Kräfte der aktuellen Regierung für Israel wünschen.

Mein schwuler Nachbar sagte letztens zu mir: „Mein rumänischer Zweitpass ist zum ersten Mal eine echte Option.“ Die meisten meiner Freunde suchen nach einem Notausgang. Wissend, dass sich ihr Land wandeln wird, und es eventuell keinen Platz mehr für sie geben wird.

Noch gehen die meisten von uns demonstrieren. *Anachnu lo mefachadim!* Wir haben keine Angst! skandieren wir, während uns der Hintern auf Grundeis geht. Es ist das einzige Mittel, das uns bleibt, zu zeigen: Wir sind nicht einverstanden! Vielleicht auch: Wir sind noch da! Auf dass die Welt nicht vergisst, dass es noch ein anderes Israel gibt, dem Vielfalt wichtig ist.

Auf den Straßen hat der „Bruderkrieg“ bereits begonnen. Auf Demonstrationen gingen Unterstützer der Regierung bereits auf Gegner los. „Tod den Linken“, schrien sie. Meine marokkanische Nachbarin und ich haben uns kürzlich im Hausflur angeschrien. Sie unterstützt die Reformen, ich bin gegen sie. Jede brüllte die Fakten, die sie glaubt.

Selbst, was Israel einst einte, ist kein Garant mehr für jüdische Einheit: Nach einem Terroranschlag in Jerusalem wurden linke Politiker beim Besuch des Tatorts von anderen Trauernden beschimpft: „Linke, wir wollen euch nicht hier.“

„Wie wird das alles enden?“, fragte Omer in die Runde. Es war ein Abend nach einer Demo, wir Freunde saßen vor der Uganda-Bar in Tel Aviv.

„In einem Krieg“, sagte mein bester Freund Tom. „Oder eben nicht.“ Als er unsere fragenden Blicke sah, fuhr er fort: „Dieses Land wurde für die Juden gemacht. Ich bin nicht so jüdisch. Ich würde nicht bis zum Tod für Israel kämpfen. Die Ultraorthodoxen schon. Sie können nirgendwo anders hin. Alle anderen werden das Land verlassen.“ Keiner sagte etwas. Eine Frage hing in der Luft: Wo werde ich sein, wenn es soweit ist?

Ich weiß nicht, wo meine Zukunft liegt. Die Aussicht, meinen Sohn in einem überwiegend radikalen, religiösen Land großzuziehen, ist für mich keine Option.

Mein Freund und ich, wir sprechen oft darüber: Wann würden wir gehen?

„Wenn die religiösen und die Siedler-Parteien mehr als 50 Sitze in der Knesset haben“, sagt mein Freund dann, teils scherzend.

„Wenn wir hier nicht mehr so frei leben können, wie wir es wollen“, korrigiere ich ihn jedes Mal.

Und vielleicht ist es das am Ende. Der Einfluss der radikalen Kräfte im Land wächst. Wer so leben will, wie sie es vor Augen haben, bleibt. Der Rest bittet ein anderes Land, ihn aufzunehmen. Und sehnt sich fortan nach einem Land, das es so vielleicht nicht mehr geben wird: ein Land für die Juden – für alle Juden.

\* \* \*

#### Zur Autorin:

Sarah Levy lebt als Autorin und freie Journalistin in Tel Aviv-Yafo. Die Erfahrungen ihrer Auswanderung von Deutschland nach Israel hat sie in ihrem Buch „Fünf Wörter für Sehnsucht“ aufgeschrieben. Es erschien 2022 im rowohlt Verlag. Levy arbeitet seit 2014 für „Die Zeit“ und verantwortet seit 2019 die Website [stopantisemitismus.de](http://stopantisemitismus.de)

\*die Namen der genannten Freude und Bekannten wurden geändert